Zeitschrift: Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus
Herausgeber: Vereinigung Freundinnen und Freunde der Neuen Wege
Band: 74 (1980)
Heft: 2

Artikel: Marginalien zwischen den Jahren
Autor: Hilty, Hans Rudolf
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-142819

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 11.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Hunger und Gewalt. Laßt uns gehen mit der Zuversicht, daß wir dabei nicht allein stehen, sondern immer wieder Leute finden, die unsere Hoffnung erneuern. Laßt uns gehen mit der Aussicht, daß Gott selbst dafür eintritt, daß eine neue Welt möglich ist.

(Gottesdienst der Evangelischen Studentengemeinde Erfurt vom 4. Juni 1978 in der Michaeliskirche)

HANS RUDOLF HILTY

Marginalien zwischen den Jahren

Zum drittenmal fand Anfang Januar in der Paulus-Akademie ein Seminar statt mit dem Titel «Erwachsenenbildung auf gesellschaftliche Veränderung hin», gemeinsam veranstaltet von Paulus-Akademie und Tagungszentrum Boldern. Diese Januar-Tagungen sind ins Leben gerufen worden, um Mitarbeitern und Freunden gewissermaßen «zwischen den Jahren» Gelegenheit zu Selbstbesinnung und Selbstbefragung in der eigenen Arbeit zu geben. Gebeten, Fragen zu formulieren, die ihn beschäftigen, las Hans Rudolf Hilty zu Beginn des diesjährigen Seminars seine «Marginalien zwischen den Jahren».

Ablaß

Ein Tatbestand, der mich irritiert: Mehr und mehr Lebensbereiche werden einerseits moralisch pönalisiert, als schädlich erklärt — und gleichzeitig von den gleichen Kreisen mehr und mehr als Steuerreservoir eingesetzt. Dies in solchem Maße, daß die Erträge konstituierend sind für das Funktionieren der Gemeinschaft und ihre soziale Sicherheit. Das geht von puritanisch-exzessiv umschriebenen «Suchtmitteln» bis zu Bankgeschäften.

Nun bin ich in der Sache oft einig mit Freunden, die solche Perspektiven errechnen (allerdings dort nicht, wo schon ein halber Schritt weiter das Leben a l s s o l c h e s zur Sucht erklären müßte). Was mich stört, was meine Auffassung von Mündigkeit des Menschen beleidigt, ist die Doppelzüngigkeit. Man stellt das und das als schädlich hin, für den Einzelnen und für die Gemeinschaft, und man rechnet doch gleichzeitig damit, daß sich die Menschen von diesem «schädlichen» Tun nicht abbringen lassen. Man sagt: trinkt nicht, raucht nicht usw. — aber man denkt, daß weiter geraucht und getrunken wird, weil ja sonst die Steuer-Vorausberechnungen über den Haufen geworfen würden. Man gibt sich empört über die maßlose Aufblähung des Finanzplatzes Schweiz — und man rangelt gleichzeitig darum, sich eben diesen maßlos aufgeblähten Finanzplatz als Steuerreservoir unter den Nagel zu reißen.

Diese Doppelzüngigkeit empfinde ich als unwürdig einer solidarischen Gemeinschaft mündiger Menschen. Es ist die Mentalität des Ablaßhandels. Sie läuft auf ein sublim-rigoroses Herrschaftssystem und nicht auf Befreiung hinaus, auf gesellschaftliche Kontrolle und nicht auf gesellschaftliche Veränderung.

Alternativ, aussteigen

Kaum ein Begriff hat im letzten Jahrzehnt so schillernd seine Bedeutung gewandelt wie der Begriff «alternativ»: vom Entwerfen einer realen Utopie über den Marsch durch die Institutionen, die Inszenierung einer «Szene» und das Backen eines «Kuchens» bis zum so oder anders eingefärbten Aussteigen: Aussteigen in neuentdeckte Innerlichkeit oder individuelles Karrieredenken, in Landkommunen, Drogen, Sekten. Daß dieser Weg für viele mit der Erfahrung der Machtlosigkeit, mit einer Resignation wider Willen, mit Erschöpfung verknüpft war und ist, weiß ich: ich kann da nur für Respekt plädieren.

Gleichzeitig muß ich aber auch für die Einsicht plädieren, daß ja nicht in erster Linie die Resignation einzelner auf dem Spiel steht, sondern die Frage, ob und wie weit die bestehenden gesellschaftlichen Gefäße — also Kirchen, Parteien, Gewerkschaften, unser Erziehungssystem, unsere Gesetzgebung — zu innerer Toleranz und Veränderungsbereitschaft fähig, als Reformpotentiale noch da sind. Das heißt auch: der Respekt vor der Resignation des Einzelnen bedeutet nicht eine Begrüssung von Sektenbildungen. Denn Sektenbildungen — mögen sich in manchen Fällen auch liebenswerte Züge manifestieren (neben den bekannten selbstzerstörerischen Zügen in andern Fällen) — steigern notwendigerweise die intoleranten, reform u n willigen, veränderungsfeindlichen Züge der bestehenden korporativen Gefäße.

Es braucht nicht die Erfahrung der RAF, dies zu erkennen. Man stelle sich nur für einen Augenblick vor, Enrico Berlinguer würde s i c h außerhalb die kommunistische Bewegung, Hans Küng s i c h außerhalb die katholische Kirche stellen.

Ich denke an meinen Freund Sergius Golowin, der für alternative Positionen Sinn hatte, Praxis erarbeitete und Schutz erkämpfte, als das Wort noch nicht Mode war: seine Wirkung beruht z u m T e i l darauf, daß er im Berner Kantonsparlament die Landesring-Fraktion als Podest hat. Oder ich denke an die neue Genfer Ständerätin Monique Bauer, die als «Grüne» gilt und von der liberal-konservativen Partei nominiert wurde. Das ist Politik. Natürlich kann man aus Neigung oder Resignation der Politik den Rücken kehren; ich empfinde das auch in einer Demokratie nicht als Sakrileg. Aber man dürfte

nicht unpolitisch Politik machen — wie das der Fall wäre, wenn zum Beispiel in der Bundesrepublik die Grünen einen Sieg von Strauß über Schmidt ermöglichen würden.

Autorität

Kennzeichnet es das Ende der siebziger Jahre, daß die Menschen wieder mehr auf Autorität setzen? Es gibt Indikatoren für eine solche Auffassung: von den Jugendsekten bis zu Khomeini, vom stillen Begräbnis der Mitbestimmung bis zum neuen Papst. Und doch: Sind diese Indikatoren so klar? Erwarten etwa die Kinder von den Eltern, die Rekruten von den Offizieren, die Frauen von den Männern, die Arbeiter von den Patrons, daß sie wieder mehr Autorität hervorkehren? Und erwarten das die Strafgefangenen von den Anstaltsdirektoren, die befreiten Länder von ihren einstigen Kolonialherren?

Wenn ich das alles zusammenzusehen versuche, drängt sich mir der Schluß auf, daß insgesamt (von besondern Erscheinungen einmal abgesehen) weniger der Autoritätsglaube als der Opportunismus im Vormarsch ist. Auch keine schöne Bilanz. Wie groß der bewußte, halbbewußte oder unbewußte Opportunismus heute ist, bei Einzelnen und Gruppen, in Parteien, Behörden, Kirchen, unter Lehrern und Eltern, das freilich erschreckt mich immer wieder.

Opportunismus braucht nicht zu heißen, daß man sein Meinungsmäntelchen nach dem Wind hängt. Der Opportunismus, den ich registriere, manifestiert sich vor allem darin, daß man bereit ist, Menschen fallen zu lassen, die rein dadurch unbequem geworden sind, daß eine Gruppe aufgehühnerter Wichtigtuer an diesem oder jenem Lautsprecher ihre Existenz als anstößig deklariert hat. Da steht dann das Bedürfnis nach einer stromlinienförmigen Bequemlichkeit gegen die Kreativität eines individuellen Menschen — Kreativität, die notwendigerweise unberechenbar ist und gelegentlich ein Aergernis sein kann, das einen um den Schlaf bringt, um den Schlaf der Gerechten.

Beispiele von ganz verschiedenem Rang: ob der «Tages-Anzeiger» den Mitarbeiter Meienberg fallen läßt, die Migros den gdi-Leiter Hans A. Pestalozzi, Jimmy Carter seinen UNO-Botschafter Young oder die römische Kurie den Theologen Küng: in jedem Fall (und in zahllosen vergleichbaren Fällen) ist menschliche Kreativität und deren notwendige Eigenwilligkeit abgestraft worden. Und ich glaube: in jedem Fall mehr aus Opportunismus als aus Autoritätsbedürfnis — wiewohl die beiden Attitüden natürlich oft ineinander übergehen.

Bundesverfassung

Zum Entwurf einer neuen Bundesverfassung will ich hier nicht inhaltlich Stellung nehmen (weil das nicht im Rahmen dieser Margi-

nalien Platz hätte). Was mich erschreckt hat, war indessen dies: Kaum war der Entwurf veröffentlicht, war er auch schon gründlich in Mißkredit gebracht, gerade bei jenen, die Hoffnung in die Sache investiert hatten. Warum?

Einmal dadurch, daß ungefähr zur selben Zeit aus dem selben Haus eine Vorlage kam, die alle gutwillig auf Veränderung hin Arbeitenden schockierte: die Busipo. Hatten wir das lebensgefährliche Männerspielzeug nicht zehn Jahre früher schon einmal unter dem damaligen Kürzel IMP verhindert? Und nun sollte es frisch, frech und furglerfromm auferstehen? Nein danke. Und kann man sich vorstellen, daß eine neue — eine «offene» — Bundesverfassung da in guten Händen wäre? Ich kann es nicht.

Daß sie es nicht ist, wurde ja auch dadurch erwiesen, daß der Entwurf dem unsäglichsten und unwürdigsten Verfahren unterstellt worden ist, das unser politisches System kennt, ohne daß es dafür eine Verfassungsgrundlage gäbe: der Vernehmlassung.

Es gibt Staaten, die besser erkannt haben, daß Oeffentlichkeit, Offenheit, Transparenz eine wesentliche Eigenschaft der Demokratie ist. Da werden Hearings, öffentliche Anhörungen durchgeführt. Ich hätte mir sehr wohl vorstellen können, daß der Verfassungsentwurf in jeder Kantonshauptstadt und in jeder Universität und wo auch immer durch öffentliche Hearings ausgetestet worden wäre. Aber die Vernehmlassung ist ein allerhöchstens h a l b aufgeklärtes Geheimgericht, ein bürokratischer Aktenvorgang (anstelle des Gesprächs), und sie taugt zur Meinungsbildung erwiesenermaßen nichts (da würde jedes Meinungsforschungsinstitut mehr bringen). Das hätte man mit einem Verfassungsentwurf nicht tun dürfen.

So lange polizeistaatliche Ungetümlichkeiten wie Busipo und KIS ausgebrütet werden und so lange dieses nur durch schlechte Gewohnheit (man sagt dann euphemistisch Gewohnheitsrecht) fortlebende und fortzeugende Vernehmlassungsverfahren nicht als unwürdige kafkaeske Karrikatur eines demokratischen Vorgangs durchschaut worden ist, sehe ich — leider — keine Chance, an eine neue Verfassung zu denken.

Gruppe

Zu den traurigsten Erfahrungen des Jahrzehnts zähle ich die rasche Degeneration der Arbeit in der Gruppe und durch die Gruppe. Ich bin versucht, vom klassischen Zerfall eines solidarischen Ansatzes zu reden.

Was geblieben ist: Einerseits die Gruppe als para-psychoanalytische Boutique, die dem Einzelnen ein Belastbarkeitstraining und eine psychische Reparaturwerkstätte bietet: ihm also, bestenfalls, hilft, die herr-

schenden, un-solidarischen, als «struggle of life» programmierten gesellschaftlichen Zustände besser zu bestehen — ohne sie verändern zu wollen oder auch nur zu hinterfragen. — Und andererseits die Gruppe als todernste Spielwiese für die radikalsten Beherrschungs- und Unterwerfungs-Mechanismen, die überhaupt vorstellbar sind.

Unfehlbar

Mit meiner ersten provisorischen Anmeldung zu diesem Seminar habe ich Max Keller gefragt: «Könnte uns nicht die Paulus-Akademie — als Glanzlicht unserer Zusammenkunft — vielleicht ein Gespräch mit Hans Küng anbieten?» Das war Ende November, also «vorher».

Die Verlautbarungen der letzten Wochen, die manche von uns schockiert haben, führten mich dazu, über Fragen genauer nachzudenken, die mich bisher — als Nicht-Theologen und Nicht-Katholiken — wenig berührt hatten, mich nun aber, unter Gesichtspunkten wie Oekumene, Menschenrechte, Brüderlichkeit, nicht losließen. Daß ich Antworten eher historisch als theologisch, eher verhaltenspsychologisch als hierarchisch suchen und finden konnte, liegt auf der Hand. Da mich die Ergebnisse selber überrascht haben, seien hier knapp ein paar Elemente angedeutet. Die Hauptfrage: Wie sind Unfehlbarkeit und Brüderlichkeit zu vereinen?

Nun, es gibt für die Unfehlbarkeitslehre des Ersten Vatikanums die historische Deutung, daß das Prinzip absolutistischer Monarchie in der römischen Kirche ein Réduit fand — zu einer Zeit, da die weltlichen (aber als «christlich», «apostolisch», «katholisch» deklarierten) Kaiser und Könige an diesem Prinzip nicht mehr festhalten konnten, sondern Verfassungen akzeptieren mußten, also konstitutionelle Monarchen wurden, wie etwa der «apostolische» Kaiser von Oesterreich und König von Ungarn. Und man kennt inzwischen auch das Psychogramm des alten Herrn, der damals das Unfehlbarkeitsprinzip durchsetzte (manche sagen: erpreßte). Beides gibt eigentlich wenig her.

Aufschlußreicher ist das Klima, das die frühchristlichen Konzilien und Bischofssynoden bestimmte, auf denen doch die wichtigsten dogmatischen Lehrmeinungen formuliert wurden, die über Jahrhunderte für alle christlichen Kirchen unbezweifelbar blieben. Das war die Zeit, da das junge Christentum in den Hellenismus gefallen war (wie das Harnack, Bultmann und andere ausgeleuchtet haben) — und das heißt: in eine geistige Welt, die süchtig war nach Allegorien, süchtig nach Zweideutigkeit oder Mehrdeutigkeit. Diesem geistigen Humus konnte sich das frühe Christentum auch dann nicht entziehen, wenn es die Unterschiede etwa zum Kult der Capitolinischen Götter in Worte faßte oder

wenn es die Einheit des Sohnes mit dem Vater formulierte. Das in den Texten zu erkennen, war für mich als Kulturhistoriker spannend. Man nehme — fast zufällig aus der Arianismus-Debatte herausgegriffene — Sätze wie: «Gott ist Potenz, und der Logos (der Sohn) Akt. . . Die Potenz ist selbst Akt, und der Akt ist nur Akt durch die Potenz. Der Vater ist darum Vater, weil die Potenz den Akt gebiert, und der Sohn ist Akt, weil der Akt aus der Potenz kommt.» Eine solche Formulierung ist einerseits im Kern schon fast die Einsteinsche Relativitätstheorie (man muß für «Potenz» nur «Energie» sagen). Sie erinnert andererseits daran, wie sehr in dieser manieristischen Allegorie-Sucht immer auch das Frivole, Laszive mitklang. Tertullian hat formuliert, das Blut der Märtyrer werde verspritzt wie (oder: als) der Samen Christi. Solche Bilder mußten für spätere christliche Jahrhunderte als geistliche Pornographie wirken; man tat denn auch lange genug so, als gebe es Samen nur in der Botanik und im Landbau.

Worauf es aber ankommt, ist etwas anderes: Gerade diese nach Allegorie und Mehrdeutigkeit gierende hellenistische Sprache fand Formeln, denen eben deshalb viele zustimmen konnten, weil sie mancherlei, verschiedenerlei Ausdeutungen zuließen, weil sie — positiv gesagt — offen waren.

Nun ist es eine alte Tatsache, daß Sprüche der Pythia wie Weissagungen von Zauberern und Schamanen als unfehlbar akzeptiert wurden, gerade weil sie so mehrdeutig waren, daß sie immer recht behalten mußten. Und darüber können wir heute nachdenken, ohne uns mit Arroganz aufzublasen.

Im jungen Christentum trat die allgültige Zukunftsverheißung an die Stelle der punktuellen Weissagung. Damit brach sich das Prinzip Brüderlichkeit Bahn — sehr bruchstückhaft, weil ja bereits die Politik mitmischte (der Arianismus-Streit hatte politische Schwerpunkte). Aber immerhin begann sich da etwas Hochinteressantes abzuzeichnen. Und wenn ich das nun ganz verkürzt von heute aus zu formulieren versuche, müßte ich etwa sagen: Unfehlbarkeit ist das auszeichnende Charakteristikum von Formulierungen, die es im Geist der Brüderlichkeit allen gleich recht machen (eingeschlossen künftige Geschlechter). Die Arbeitshypothese Unfehlbarkeit erfüllt sich in der O f f e n h e i t für die je eigenen Interpretationen der zeitgenössischen Brüder und aller denkbaren Nachgeborenen.

Das entspricht ganz und gar nicht der kanonisierten Lehrmeinung. Es ist mir auch bewußt, daß weder die Verteidiger noch die Kritiker der Unfehlbarkeit heute das s o begreifen. Aber es ist wohl der Punkt, wo Unfehlbarkeit und Brüderlichkeit und damit auch Oekumene einander tatsächlich bedingen.